

«Zuerst im Garten in der Wanne ... zuletzt in der Aare»

An der Delegiertenkonferenz der Schweizer Landesgesellschaft im Oktober 2019 sah sich Christine Engels von der Albert Steffen-Stiftung gezwungen, ihr Kurzreferat über die Beziehung Albert Steffens zur Schweiz aus Zeitmangel auf ein absolutes Minimum zu kürzen. Weil aber so viel Farbiges und Lebendiges aus dem Dargestellten leuchtete, sind wir froh, dass sie das Thema zu einem aphoristischen Beitrag für «Anthroposophie – Schweizer Mitteilungen» umgeschmolzen hat. Konstanze Brefin Alt

Christine Engels

Albert Steffen (10. Dezember 1884–13. Juli 1963) war Schweizer; dies betonend, hat Rudolf Steiner ihn an der Weihnachtstagung mit folgenden Worten in den Vorstand der neu zu gründenden Anthroposophischen Gesellschaft gerufen: «Wenn es sich darum handelt, einen Schweizer hier mit aller Kraft in der Anthroposophischen Gesellschaft als Vorstandsmitglied und als Stellvertreter des Vorsitzenden zu haben, einen besseren Schweizer findet man nicht.»

1884 in Obermurgenthal im weiteren Umkreis von Bern geboren, hat Steffen zu einer Zeit eine Kindheit auf dem Lande verbracht, als ein Dorf wirklich noch ein Dorf, also eine kleine Gemeinschaft einander verbundener und um ihre Verbundenheit wissender Menschen war.

Ein Satz, den der 22-Jährige in der Rückschau auf die Kindheit ins Tagebuch notierte, fasst in einem anschaulichen Bogen die kindliche Entwicklung zusammen und er-



Albert, Max und Paul Steffen.



Albert Steffen, etwa 3-jährig.

zählt von der Einbettung in naturgesundes, behütetes und zugleich freies Landleben:

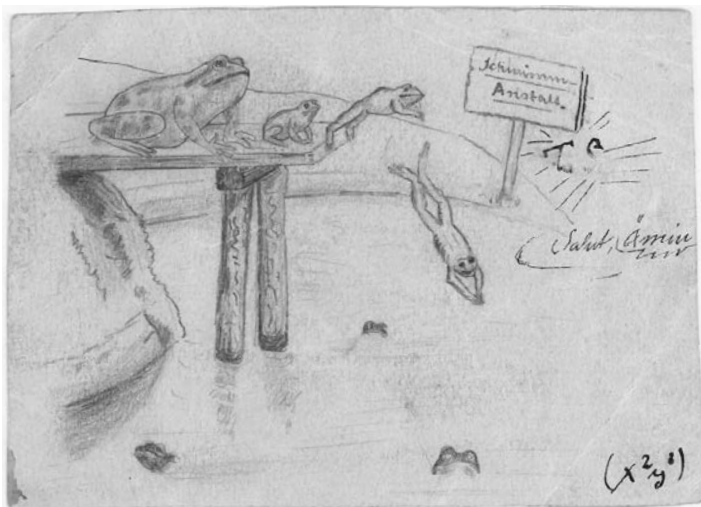
«Am besten lässt es sich zeigen, wo wir badeten: Zuerst im Garten in der Wanne, dann im Bach, zuletzt in der Aare.»

Steffen hat seine Kindheit und Jugend in zahlreichen von vollschmeckender Sinnlichkeit strotzenden Erinnerungen beschrieben. Zwei kurze Zitate mögen exemplarisch Zeugnis geben davon, was es vor 150 Jahren bedeutete, als Schweizer auf dem Lande aufzuwachsen:

«Den grössten Teil der Knabenzeit verbrachte ich am Ufer der Aare, badend, bootfahrend und Grappen fangend, dazwischen Heuäpfel essend, die ich mit den Kameraden aus dem Flusse fischte. Die Bäume erlebte ich mit Kletterknien, das Gras- und Grünland mit blossen Sohlen. Wenn wir aus den Wellen stiegen, schienen die Veilchenfarben der Juraberge am schönsten zu sein. Die Elemente liebten

uns. Wir spürten in traumhafter Seligkeit die Werdelust, womit sie unsere Leiber formten. Deshalb tanzten wir am Strande auf und nieder.» (*Autobiographische Skizze*)

«Unsere Jugend hatte etwas Kühnes, ja Wildes an sich. Und zu unserm Tun hatten wir die grösste Freiheit und den ausgedehntesten Spielraum. Von morgens fünf Uhr an waren wir vollkommen uns selber überlassen. Wir schritten in die Nacht hinaus auf unserm anderthalbstündigen Schulweg, und sofort war unser ganzes Fühlen und Denken umwoben von den Zaubermächten der Dunkelheit. Auf diesem Schulweg wollten wir frei wie Ritter und Räuber sein und konnten deshalb keinen feigen Menschen unter uns dulden. [...] Die Eltern wussten kaum, um wieviel Uhr die Schule aus war, oder sogar nicht, ob wir den Nachmittag hindurch frei hatten, und waren zufrieden, wenn wir bei anbrechender Nacht ins Haus traten.» (*Erinnerungen*)



Gezeichnete Postkarte von Albert Steffen, 1899.



Gezeichnete Postkarte von Albert Steffen, 30. Juli 1899

Als Steffen als Jugendlicher dann das Indianerleben des Dorfes gegen ein Gymnasiastendasein in Bern eintauschen sollte, hörte die natürliche Beheimatung schlagartig auf.

«Mit vierzehn Jahren kam ich nach Bern, die Aufnahmeprüfung in das Gymnasium zu bestehen; verschlossen, rauh, kaum fähig, mich anders als im Dialekt auszudrücken, fiel ich durch...» (*Autobiographische Skizze*)

Gerade die Mundart, die wesentlicher Bestandteil des Geborgenseins im Eigenen gewesen war, begann zum Problem zu werden, sie stempelte den Vereinsamten zum Bauerntrampel. Davon zeugt auch eine Stelle in dem Roman *Wildeisen* von 1929, dessen Hauptfigur Christof deutlich autobiographische Züge trägt:

«Nun hatte ihn eines Tages der Deutschlehrer sehr verletzt, indem er die gutturale Aussprache des K und Ch, die Christof beibehalten hatte, weil er mit seiner Mutter berndeutsch zu sprechen gewohnt war, grässlich genug nachahmte: «Gestehe, dass iccch glöcccklicch bin.» Darauf fürchterliches Gekrächze der ganzen Klasse.»

Der Deutschlehrer aus dem Roman hatte eine gewichtige Vorlage im tatsächlichen Leben, er ist dem dazumal bekannten Germanisten und Mundartschriftsteller Otto von Greyerz nachempfunden, mit dem Steffen sich noch viele Jahre nach dem Schulabschluss auseinanderzusetzen hatte, als dieser zum Teil scharfe Kritiken über Steffens Romane schrieb.

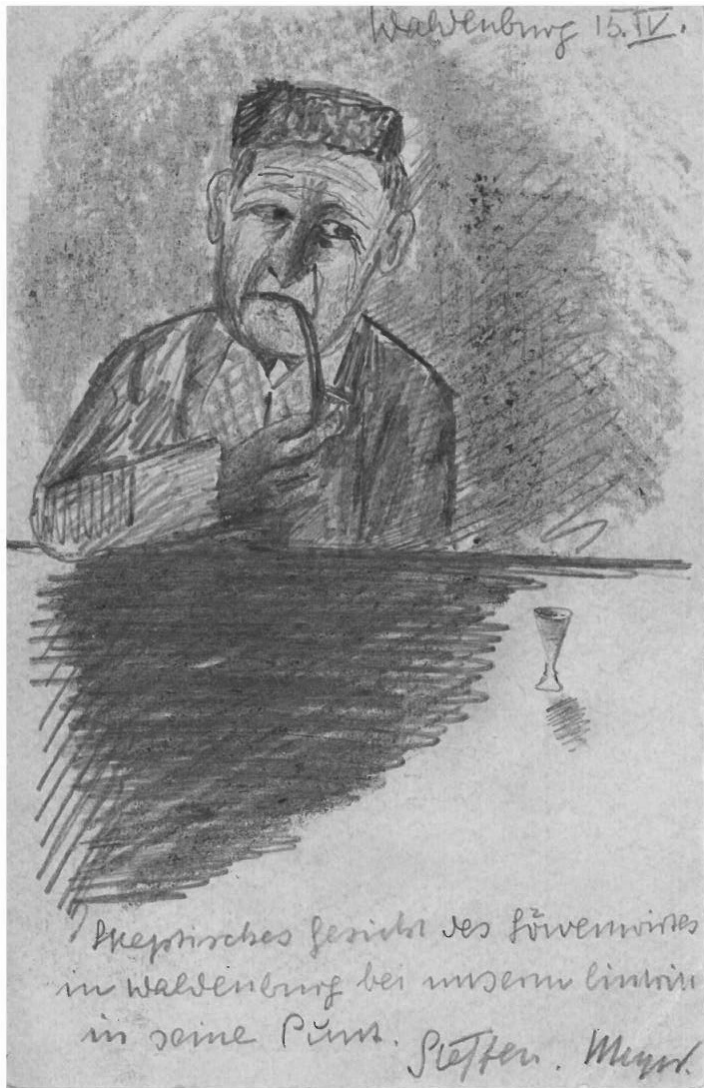
«Einer meiner neuen Lehrer, der vorzügliche und von mir am meisten bewunderte Dr. Otto von Greyerz, hatte die Gewohnheit, mich aufzurufen, indem er meinen Namen verdrehte. Ich kann mich heute noch sehr gut in die Gefühle versetzen, die in mir dadurch aufstiegen. Es schien mir von dem Lehrer nicht recht und nicht fein. [...] Meine Schweigsamkeit, meine Schüchternheit, mein daraus entspringendes Gebahren, das hölzern, schwer, ja oftmals idiotisch war, veranlassten den Lehrer, diese seine Methode zu verstärken. Er nannte mich nicht mehr nur bei meinem verdrehten Namen, sondern fügte mir Übernamen bei. Er bedachte mich beim Lesen stets mit den Rollen der Sonderlinge.» (*Tagebuch*, 16.12.1911: «Jugenderinnerungen»)

Aber auch eine andere Seite des strengen «von Greyerz, dem Herausgeber des «Röselgarten», hält Steffen im Tagebuch fest:

«Er war darauf aus, dass wir das strengste Deutsch sprachen, kein Ch statt K, kein U statt L, und dass wir dennoch das Berndeutsch liebbehielten. Er war doch der Retter. Denn wenn nur die andern gewesen wären, Chemielehrer,



Gezeichnete Postkarte, die Albert Steffen und sein Freund Walter Meyer an einen weiteren Freund, Wilhelm Stein, von einer gemeinsamen Wanderung schickten, 1903. Der Text darauf lautet: «Von der Überfülle schlechten Bieres eine Gülle».



«Skeptisches Gesicht des Löwenwirtes in Waldenburg bei unserem Eintritt in seine Punt»; Postkarte von Albert Steffen an Otto von Greyerz, 1903.

Physiklehrer, Geographielehrer, so würde die Sprache in mir erloschen sein. Ein Oberländer – durch dessen Sprache tönt es mehr hindurch. Es ist eine geheime Tonleiter darin, ein Gesetz, das ich erst später verstand und das bei den Griechen noch rein war, indem man nämlich nicht nur schwere und leichte Silben – wie bei den Franzosen –, nicht einmal nur betonte und unbetonte, sondern hohe und tiefe hatte. Man stieg beim Hexameter wirklich hinunter. Aber solange dieses noch vorhanden war, schaute das Auge noch anders. Es sah alles viel röter, gelber als später. Das blaue Element war noch nicht ausgesprochen. Zu gleicher Zeit aber hatte dieser Oberländer noch etwas an sich. Er sagte nämlich nicht Hans, sondern Hansli, oder: Lüpf s' Ärmli, s' Füssli. Das Diminutiv herrschte vor, ein kindliches Element. Durch die Sprache blieb er länger jung. Und das Merkwürdige war, dass man mit diesem Menschen vertrauter war.»

Die Sprache wurde vom unbewussten Heimatverleiher zum zu erringenden Kulturgut:

«Die selbstgewählte Einsamkeit war schwer zu tragen. Dichter trösteten mich. Zuerst das schweizerische Dreige-

stirn: Keller, Gotthelf, Meyer. Später Rousseau. Dieser kam meiner Sehnsucht am meisten entgegen. In der «Rückkehr zur Natur» schien Erlösung.» (*Autobiographische Skizze*)

So wie das kleine Kind im Garten in der Wanne gebadet hatte, bevor es sich frei im Fluss bewegte, so erobert sich der werdende Dichter die Literatur beginnend mit den nahestehenden Schweizer Dichtern:

«Ist es nicht typisch, dass ich als Gymnasianer eine grosse Liebe zu alleinstehenden Baumriesen bekam, sobald ich Jeremias Gotthelf, Gottfried Keller und Conrad Ferdinand Meyer zu lesen begann? Wenn ich eine uralte Eiche, Linde oder Buche sah, stellte ich mir gerne vor, dass die Geister der grossen Schweizer Dichter darin wohnen und wachsen. Es war mir, als wären sie nach ihrem Tode zu schützenden Heroen geworden: Heimatlosen ein Hort.» (*Der Genius des Schicksals*)

Nach bestandener Matura breitet Steffen seinen Lebensumkreis ebenso folgerichtig von nah nach fern aus; war die erste Etappe nach Obermurgenthal Bern gewesen, geht er nun zunächst nach Lausanne und Zürich, um sich dann in den Moloch der Grosstadt Berlin zu begeben, die er als bewussten Kontrast zur beschaulich-geordneten Schweiz sucht. Schon vor der Abreise finden sich Reflexionen über das Verhältnis zwischen Deutschland und der Schweiz, so wie die folgenden Gedanken zu einer Äusserung Dostojewskijs:

«Ein wahrhaft grosses Volk kann sich auch nie mit einer zweitrangigen Rolle in der Menschheit zufrieden geben, und auch nicht mit einer erstrangigen, sondern unbedingt und ausschliesslich muss es das erste unter den Völkern sein wollen. Und ein Volk, das diesen Glauben verliert, ist kein Volk mehr.» Jedes grosse Volk Europas ist in seiner Art das erste, fühlt sich als erstes. Russland als Volk der Zukunft. Deutschland als Volk der Liebe. England der Macht. Frankreich der Sitten. Nimmt man ihnen dieses Bewusstsein, so sind sie nichts mehr. Zum Beispiel ist dies in Russland zu sehen. Unsere Schweiz begnügt sich noch mit einem zweiten Rang und könnte doch so leicht den ersten haben. Schönheit, Kunst, Gedankengrösse. Aber immer warten sie auf Deutschland. Die Philisterei im Politechnikum, die Bergbahnen, die vernachlässigte Kunst.» (*Tagebuch*, 28.7.1906)

Steffen studiert in Berlin die Abgründe des sozialen Lebens, dringt bis ins Prostituiertenmilieu vor und schreibt Folgendes ins Tagebuch:

«Mein Zimmer. Seltsam ist es. 18 Mark. Geht auf einen Hof, eine Mist- und Fundgrube zugleich. Der Hof eines Hurenhauses, mit vielen Türen. Jetzt ist es Abend. Eine zittrige Handharmonika tönt. Es kommen aus den dunklen Türen Mädchen und Männer, kleine Kinder und Greise. Und ich gehöre auch dazu. Ich sehe einen nackten Arm, der sich auf ein Fenstersims stützt, vergesse, dass er der einer Dirne ist, träume von einer süssen, reinen Madonna und horche auf die Handharmonika. [...] Ich will nicht mehr fort von hier. Ich gebe alle Stile darum, alle Statuen, alle Dome, alle schmucken Mittelalterhäuschen. Es gehört ja zu mir. So bin ich auch: schmutzig, hässlich, dunkel, lieblos, unwissend. Und dann fällt ein Strahl auf mich, und was er auch trifft, es ist schön, es ist herrlich, es ist

ein Wunderlied wert, es ist kostbarer als alle Throne, als die ganze lichte Sonne und die farbige Welt.» (*Tagebuch*, 8.11.1906)

Wenn er in den Ferien in der Schweiz ist, führt er sich die Gegensätze seiner Lebensschauplätze vor Augen. Es gibt in den Tagebüchern dieser Jahre seitenweise Auflistungen von Schweizer Landschaften, Bergen, Seen, auch Vögeln und Pflanzen, die offensichtlich zum Bewusstmachen des Eigenen dienen, das unmittelbar nach der Heimkehr oft eng und fremd erscheint und dann allmählich willkommenheissend umhüllt.

Im Sommer 1907 heisst es im Tagebuch:

«Bern, Scherzlingen, Beatenberg. [...] Nur nie Müssiggänger in Bern sein. Bern, die Stadt, wo so viele Knaben die braunen Knie verbunden haben. Die einzige Stadt, in der die Menschen kindlich sind. Alles ist hier kindlich: Lehrer, Schüler, Polizisten, Kondukteure, Kellnerinnen, Wüstlinge (Hodel). [...] Man kann Berndeutsch in der Tat nur sprechen, wenn man ein offenes, lachendes Gesicht hat.»

In München, wo Steffen von 1908 bis 1920 lebte, verkehrte er in den Künstlerkreisen, war bekannt mit Rainer Maria Rilke, Franz Marc, Thomas Mann, Kandinsky, Gabriele Münter und vielen anderen; auffällig ist, wie viele Schweizer sich in München aufhielten, gerade auch während der Zeit des Ersten Weltkriegs, die sie wesentlich komfortabler in der Schweiz hätten erleben können. Steffen traf sich häufig mit Landesgenossen, deren Namen heute zum grossen Teil unbekannt sind. Da waren die Brüder Ernst und Walo von May, ausserdem der Dramatiker Wilhelm Ochsenein, der Schriftsteller Hans Mühlestein, die Maler Paul Klee, Alfred Heinrich Pellegrini und Hans Sturzenegger, die bildenden Künstler Rollhausen, Rinderspacher und Rüetschi, der Kunsthistoriker Wilhelm Stein, die Dichterinnen Ruth Waldstätter, Regina Ullmann und Franziska Stoecklin; von den Theosophen sind vor allem Ernst Uehli und Hans Reinhart zu nennen.

Während des Weltkriegs fühlt Steffen sich beim Heimatbesuch unwohl, er staunt mit Unbehagen über die reichen Gemüseauslagen und die Pracht der Blumenstände am Zürcher Markt. Als er im Herbst 1914 nach München zurückkehrt, schreibt er ins Tagebuch:

«Man fühlt sich hier in München freier, weil man Gewissheit erlangt hat, weil man nun weiss, was es heisst, auf der Erde zu leben. In der Schweiz lebt man noch nicht wahr. Man sehnt sich noch nach Vergessen.» (*Tagebuch* 20.10.1914)

Etwas später werden weiterreichende Dimensionen des Schweizerseins bewegt:

«Der Kampf Deutschlands ist berechtigt, notwendig, ja christlich. Wenn ich nicht Schweizer wäre, würde ich mich einem solchen Volke in Freiheit anschliessen. Die Schweiz gibt die Möglichkeit, neben der Freiheit noch etwas anderes zu erhalten, das ist die Völkerliebe. Als Deutscher muss man, um frei zu werden, kämpfen. In der Schweiz muss man, um sich treu zu bleiben, worin die Freiheit besteht, gerecht, positiv und liebevoll sein. In der Schweiz wird man nur durch äusserste Selbsterziehung bestehen kön-

nen. Es kommt darauf an, im Geist, nicht in Sympathien und Antipathien zu leben. Als Schweizer kann man sagen: Mein Volk ist mir gegeben, um zum Geist zu gelangen. Und dem Schweizer ist es am leichtesten unter allen Völkern, zu diesem Standpunkt zu kommen, dem höchsten, den ein Mensch überhaupt erreichen kann. [...] Ob die Schweiz nun zerbrechen wird durch äussere Macht – gleichviel, wenn wir Schweizer diesen Standpunkt erreicht haben, werden wir Schweizer dadurch bleiben, nichts anderes, und wir werden diese Idee in allen Ländern verbreiten. Wir werden das Salz der Erde sein. [...]» (*Tagebuch*, 2.11.1914)

Um den Jahreswechsel 1917/18, nach einem Besuch bei Pellegrini, der inzwischen wieder in Basel wohnt, notiert Steffen beim Apfelkuchen im Casino:

«Und das so nah der Grenze, dort drüben die Entbehrungen. Mir kommt alles wie ein Märchen vor. Mir scheint, ich hätte den Zusammenhang mit dem Leben verloren, wenn ich nicht in Deutschland gewesen wäre. Dort ist das Leben wahrer, ich verstehe die Landsleute nicht mehr.» (*Tagebuch*, Skizze «In der Schweiz», 7.12.1917–9.1.1918)

Und nun noch einige Streiflichter zum Thema aus der Dornacher Zeit Albert Steffens, die von 1920 bis zu seinem Tod 1963 währte:

Den ersten Besuch in Dornach hatte Steffen bereits 1914, unmittelbar vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs, gemacht; er hatte damals einige Wochen beim Bau des Ersten Goetheanums mitgearbeitet und im Tagebuch auf vielen Seiten Zeugnis der Erlebnisse und Empfindungen dieser Zeit abgelegt.

Es lässt sich vorstellen, dass es etwas Besonderes war, als seit langem in Deutschland lebender Schweizer in die Heimat zurückzukehren, aber diesmal nicht nur in das Land der physischen Abstammung, sondern in eine spirituelle Umgebung, die zur geistigen Heimat vieler sinn-suchender Menschen werden sollte.

35-jährig zog Alberts Steffen endgültig nach Dornach, gemeinsam mit seiner Geliebten Elisabeth Stückgold und deren Tochter Felicitas, um die Redaktion der Wochenschrift *Das Goetheanum* zu übernehmen.

An der Weihnachtstagung 1923 wurde er mit den eingangs zitierten Worten von Rudolf Steiner als «echter Schweizer» in den Vorstand berufen; man kann darüber sinnieren, ob diese Bezeichnung über den Hinweis auf das Durchdrungensein vom Volksgeist hinaus auf eine weitere Dimension deutet, in dem Sinne, wie in den Hamburger Vorträgen zum Johannes-Evangelium über die Mysterienbezeichnung «echter Skythe» gesprochen wird.

Während der hartnäckigen, aber erfolglos bleibenden Versuche, die Einbürgerung Rudolf Steiners in die Schweiz zu erlangen, woran Steffen massgeblich beteiligt war, findet er oft bittere Worte für die gebirgsschädlichen Landsleute, die dem Geisteslehrer die Beheimatung auf Schweizer Boden versagten.

Hervorzuheben ist vor allem, dass in der schweren Zeit des Zweiten Weltkriegs, da um die Schweiz herum ganz Europa in Verzweiflung und Trümmern versank, Albert Steffen drei «Schweizer Dramen» schrieb:

1939 wurde *Pestalozzi* veröffentlicht, ein Drama, das ursprünglich als Beitrag für die Landesausstellung in Zürich

1939 gedacht war. Das Goetheanum hatte sich um einen Platz an der Landesausstellung beworben, um seine Arbeit vorstellen zu können. Dies war verwehrt worden mit der Begründung, dass «jede Ausstellung auch wissenschaftlicher Forschung, die irgendwie mit einer bestimmten Weltanschauung verknüpft ist, nicht in die Ausstellung einzu-beziehen sei», dass aber «die Absicht besteht, im Sommer 1939 im Rahmen der offiziellen Veranstaltungen der LA [Landesausstellung] durch das Goetheanum ein Bühnenstück anthroposophischer Richtung aufführen zu lassen, wogegen keinerlei Einwendungen erhoben worden sind.» Steffen kommentierte diese Absage mit folgenden Worten im Tagebuch:

«Damit ist die wissenschaftliche Forschung als solche abgelehnt und gilt deshalb als unschweizerisch. Das Bühnenstück nehmen sie an, weil es von einem Schweizer her-rührt. Aber sie beachten nicht, dass er es nur schreiben konnte, weil ihm anthroposophische Forschung zugrunde liegt. Warum das? Weil es unklare Köpfe sind. Wenn ich jetzt zu den Unbedingten gehörte, würde ich antworten: Sie lehnen die Erkenntnis ab, auf der die Kunst beruht. Also auch diese. Folglich auch mich. Ich werde ihnen des-halb mein neues Drama nicht überlassen. Aber ich glaube, es ist besser, das Drama zu vollenden und so zu beweisen, dass die Kunst am Goetheanum ihre Kraft und ihr Herkommen beweist. Alles andere ist Schwäche.»

Das Drama *Pestalozzi* wurde schliesslich in Basel am 27. April 1939, dem Tag der Eröffnung der Landesausstellung in Zürich, unter der Regie von Schauspielregisseur Neudegg uraufgeführt; dieser hatte angekündigt, es «unter der Devise geistige Landesverteidigung» inszenieren zu wollen. 1940 wurde das Stück dann auch vom Schauspielensemble des Goetheanum unter der Regie Marie Steiners einstudiert. Im Oktober 1940 konnten 500 Soldaten im Goetheanum das Stück sehen, Steffen hatte zuvor einen Einleitungsvortrag gegeben und sass dann «als einziger Zivilist unter den Offizieren.»

1943 stellte Steffen mit *Ruf am Abgrund* ein Drama fertig, das, während in Deutschland Millionen von Menschen aufgrund ihrer «Rasse», Weltanschauung und körperlichen Gebrechlichkeit ermordet wurden, hoch oben in den Wal-liser Bergen das Problem der Euthanasie im Hinblick auf die Gegenwart und auf karmische Vergangenheitsbezüge behandelt.

Ein Jahr später folgte dann *Die Märtyrer*, das Rotkreuz-drama, das zu veröffentlichen Steffen zunächst gezögert hatte, weil er es für zu gefährlich hielt; allzu naheliegend war es, die Parallele von der Usurpation der Spitalstadt des Roten Kreuzes durch den Feldherrn von Paganien [=Hei-denland] zu dem Geschehen in Nazi-Deutschland zu zie-hen, auch wenn für die Handlung angegeben ist: «Mensch-

heitskatastrophe, am Ende des 20. Jahrhunderts».

Es scheint, als hätte Steffen mit diesen drei Dramen den Schweizern Halt und Identität vermitteln wollen, um die Stellung im Unheilsstrudel halten zu können, sich zugleich aber auch der Verantwortung für das Gesamtgeschehen bewusst zu sein.

Gleich nach dem Krieg veröffentlichte Steffen dann mit Nationalrat Emil Anderegg den «Aufruf an das Schweizer-volk», eine Forderung, die Schweiz im Sinne Henri Dunants zu einer politisch neutralen «Oase der Menschlichkeit» zu gestalten. Die Akademie der Medizinischen Wissenschaften empfahl 1947 dem Eidgenössischen Politischen Depar-tement «auf das dringlichste», auf den Aufruf einzugehen. Teilweise verwirklicht wurde er 1949 in der Einrichtung von Sanitäts- und Sicherheitszonen in den Genfer Abkom-men zum Schutz der Kriegsoffer.

Zum Schluss dieser skizzenhaften Ausführungen mag der Hinweis erlaubt sein, dass der soeben erschienene erste Band der Albert-Steffen-Biographie die Möglichkeit bie-tet, in umfassender Weise den Werdegang Albert Steffens in seiner ersten Lebenshälfte zu verfolgen. Ausführliche Tagebuchzitationen und zahlreiche Zitate aus veröffent-lichten und unveröffentlichten Erinnerungen lassen das Leben in der Schweiz des ausgehenden 19. Jahrhunderts aus frischer Feder neu erstehen und verschaffen einen Blick in die komplizierte (d.h. vielfältige) Seele dessen, der ab 1925 als Nachfolger Rudolf Steiners das Goetheanum durch schwierige Zeiten zu führen hatte.

AN DIE SCHWEIZ

*Freiheit, der Menschheit höchstes Gut,
wehrt ab die Willkür und Gewalt.
Das weisse Kreuz als Viergestalt
ragt hoch aus einem Meer von Blut.
Das rote Kreuz ins weisse Feld
ist vom Erbarmen hingestellt.
Und Beides stammt von Jesus Christ,
dem Licht der Welt, das zu uns kam,
das Weh der Erde auf sich nahm,
am Weltenkreuz gehangen ist
und dann vom Tode auferstand.
ER sei der Schutzherr hier zu Land.*

Albert Steffen («Epoche»)